

# EIN LICHT VON IRO



Beerenwerfen im  
Schrebergarten: In der  
Fotoserie *Jaydon ist ...*  
hat die Fotografin  
Katharina Kemme Ham-  
burger Jugendliche  
im Jahr 2020 porträtiert.

Text  
TILL RAETHER

Fotos  
KATHARINA KEMME

# GENDWO

Die Zukunft sieht düster aus. Wie macht man Kindern Hoffnung, wenn man selbst kaum noch Grund zur Zuversicht findet?

in, zwei Tage lang habe ich recherchiert, um aufzulisten, warum es so schwierig, vielleicht sogar unmöglich ist, Kindern Hoffnung zu machen. Also, die Gesamtsituation betreffend. Stichwort Klima. Von der Pandemie mal abgesehen. So stellte ich mir das vor: am Anfang kurz dieses düstere Panorama, falls es jemand vergessen haben sollte, und dann vor diesem dunklen Hintergrund langsam die Hoffnung hochziehen. Ich habe mich dagegen entschieden.

Die Recherchetage waren deprimierend. Wie viel Grad noch mal? Was ist realistisch. Welche Küstenlinien. Was für Wetterveränderungen. Zahlen von Menschen. Andere Zahlen von Menschen. Was müssten wir jetzt tun. Was tun wir nicht. Wieder einmal drohte mir über das, was sich abzeichnet, die Hoffnung komplett flöten zu gehen. Ich setze die elementare Bedrohung von allen und allem durch die Klimakrise also voraus, ohne sie auszuschnücken.

Das Problem ist, die Kinder setzen sie auch schon voraus. Diese speziellen Kinder sind 17 und 14, das Thema begleitet sie seit ungefähr drei Jahren, etwa, seit Greta Thunbergs Schulstreik zum ersten Mal in den Kindernachrichten bei *Kika* auftauchte, im Herbst 2018. Das Jahr 2019 war für sie das, in dem sie anfangen zu begreifen, was eigentlich los ist. Und auszuloten, wo noch Hoffnung ist. Dann kam etwas dazwischen. Kein Hoffnungsschimmer, sondern Corona.

**Ich wäre Anfang der Achtziger nicht auf die Idee gekommen, meine Eltern zu fragen, ob wir alle bei einem Atomkrieg sterben werden. Ich hatte das Gefühl, ich müsste das mit mir selbst abmachen**



Sie sind jetzt eigentlich in einem Alter, in dem sie, wenn alles gut lief, langsam von der Hoffnung auf die Zukunft befeuert werden müssten, einer Art Lebensvorfreude. Sobald man sich als Kind der eigenen Vergangenheit und des Verstreichens der Zeit bewusst wird, beginnt die Erwartung, dass es in der Zukunft besser oder noch besser werden wird. Mehr Geschenke, ein eigenes Zimmer, Freunde in der neuen Schule, eine Lehrstelle oder ein Studienplatz, Ziele. Nur dass sich das alles in der Erwartung viel größer und weniger banal anhört als in dieser Aufzählung. Die Jugend hat Heimweh nach der Zukunft, wie es im vom vielen Zitieren mattgegriffenen Satz von Sartre heißt. Ich glaube, Heimweh nach der Zukunft ist ein anderer Ausdruck für Hoffnung. Und worauf haben Kinder und Jugendliche ein Recht, wenn nicht auf Hoffnung?

Das ist kein abstrakter philosophischer oder theologischer Begriff, sondern – hoffentlich – eine Alltagserfahrung, ein Lebensgefühl. Hoffnung ist seit den Achtzigerjahren ein beliebter Forschungsgegenstand, steht in *Psychologie Heute*. Vielleicht nicht ohne Grund seit einer Zeit, als die Welt am Dauerrand der atomaren Vernichtung zu stehen schien. Der US-Psychologe Charles Snyder glaubte damals, die Hoffnung von Menschen auf der »hope scale« erfassen zu können, der »Hoffnungsskala«. Ich möchte, dass meine Kinder bei zehn sind auf einer Raether-Skala der Hoffnung. Aber ich fürchte, sie fragen sich hin und wieder, wie viel Hoffnung sie überhaupt haben können.

Beide sind grundsätzlich so zuversichtlich und albern, wie ich mir das immer gewünscht habe, für mich und für sie. Und sie sind offener, als ich es als Kind war. Ich wäre Anfang der Achtziger nicht auf die Idee gekommen, meine Eltern zu fragen, ob wir alle bei einem Atomkrieg sterben werden. Die Aussicht schien mir realistisch, aber ich hatte das Gefühl, ich müsste das mit mir selbst abmachen, vielleicht noch mit meiner Schwester, die Eltern hatten genug um die Ohren. Ich bin froh, dass die Kinder das Gefühl haben, sich an mich wenden zu können, aber, meine Güte, womit sie sich an mich wenden: »Was glaubst du, wie in dreißig Jahren die Welt aussehen wird? Also, jetzt mal ganz ehrlich.« Oder: »Ich weiß gerade gar nicht mehr, ob ich Kinder will.« Das Erste wird mit offenem, fast klinischem Interesse gefragt. Das Zweite mitgeteilt mit einer nachdenklichen Verblüffung, es ist eine Beobachtung, eine Feststellung, noch kein Bedauern eines möglichen Verlustes. Hä, als Vorschülerin wollte ich Tagesmutter werden, und jetzt weiß ich nicht mal mehr, ob ich noch Kinder will? Krass. Weil, wer weiß, wie die Welt in dreißig Jahren aussieht.

»Na ja ...« Ich versuche, die Zukunftsfrage ehrlich zu beantworten. »Ich glaube, dass das Leben in den nächsten zwanzig, dreißig Jahren sehr viel schwieriger werden wird, aber dass wir und ihr zu den Leuten gehören werden, die damit einigermaßen klar-

kommen werden. Aber es wird bestimmt nicht leicht.« Um ein Haar sage ich, wir schaffen das. Ihr schafft das. Ich finde meine Antwort ausweichend, aber ich stelle fest, dass sie gerade vage genug war. Mein Sohn nickt, auf pragmatische Weise zufriedengestellt, und es bricht mir das Herz.

Ist es das, was Eltern und Kindern noch bleibt? Sich auf pragmatische Weise damit zufriedengeben, dass wir auf absehbare Zeit irgendwie über die Runden kommen werden, viele andere aber nicht? Was für eine Art von Hoffnung ist das?

Am Anfang, vor langer Zeit, im Jahr 2019, schienen Aktionen und Rituale den Kindern Hoffnung zu geben, und ich ihnen, indem ich ihnen ermöglichte, daran teilzuhaben. Also, wir gingen mit ihnen auf Fridays-for-Future-Demonstrationen. Als die Schule dafür freigab, besprachen wir mit anderen Eltern,

wer die Kinder jeweils mitnimmt. Meine Tochter und ihre Freundinnen waren elf und malten Plakate, das meine ich mit einem Ritual, das Hoffnung macht. Meine Tochter malte eine Erdkugel mit blauem Wasser und grünen, vage vertrauten Kontinenten, und darauf, als wäre die Welt ein Zifferblatt, die Zeiger der Uhr, die auf kurz vor zwölf stehen. Das misslang mehrfach auf komische Weise, sodass die Zeiger am Ende, weil sie annähernd gleich lang waren und die Erde nicht ganz rund, auf etwa drei nach zwölf standen. Wie passend, dachte ich bitter, sagte aber nichts. Die Mädchen lachten über die Weltkugel mit der unklaren Uhrzeit und schwenkten sie trotzdem, und vielleicht war und ist Fröhlichkeit plus Pragmatismus plus Durchwurschtelei gleich Hoffnung. Und zwar die beste, die wir gerade noch haben. Mein Sohn, drei Jahre älter, schwänzte die Schule, um zur Fridays-for-Future-Demo zu gehen, und irgendwann schwänzte er die Schule und die Fridays-for-Future-Demo, um einfach nur mit seinen Freunden in der Stadt rumzuhängen, das fand ich fast noch besser, weil: auf jugendliche Weise noch hoffnungsvoller.

Es hat in den vergangenen Jahren gar nicht so viele journalistische Texte über das Schwinden der Hoffnung gegeben, wie man während des Schwindens der Hoffnung vielleicht erwarten würde. Vor drei Monaten umriss Thomas Assheuer in der *Zeit* in einem geschichtsphilosophischen Text unsere Lage so: »In der Klimakrise begegnet die Zivilisation ihrer eigenen Endlichkeit, und fürs Erste ist die Zukunft kein offener Horizont mehr,



**Große Fragen:** Wie wird die Welt aussehen, wenn ich dreißig, fünfzig, siebzig bin? Wie werden meine Kinder leben – falls ich welche bekomme?

Abwartend auf der Tischtennisplatte: Was wird der Tag heute noch bringen? Und was der Rest meines Lebens?



Je ungewisser die Zukunft erscheint, desto wichtiger ist es, in der Gegenwart nicht den Kopf hängen zu lassen. Immer gut: Freunde, Feiern, Zusammenhalt.

kein Möglichkeitsraum, sondern wiederkehrende Vergangenheit: Uns Endverbraucher kommen die Sünden des fossilen Zeitalters aus der Zukunft entgegen, all die Umweltverbrechen, der ganze Dreck von gestern.« Und angesichts der scheinbaren Unausweichlichkeit dieser Entwicklung wirft er die Frage auf, die auch bei den Gesprächen mit den Kindern im Raum steht: »Wie hält man das aus?«

Assheuer schreibt, als »sinnstiftendes und alle beflügelndes Motiv bliebe dann nur die Hoffnung auf einen evolutionären Lernprozess«, und er appelliert in einer großen Geste, weit entfernt vom Abendbrotstisch, an »die Regierungen«,

dem Schwerpunkt Literaturwissenschaften studiert, ich könnte also sagen: Oh, fuck.

Oder ihnen ein Gedicht vorlesen. Vielleicht lieber erst mal mir selbst. Ich erinnere mich, dass mich im Studium kaum etwas so sehr beeindruckt hat wie die Gedichte von Emily Dickinson. Eines ihrer berühmtesten beginnt mit dem Vers *Hope is the thing with feathers*, Hoffnung ist das Ding mit Federn. Das in der Seele sitzt, unaufhörlich die Melodie ohne Worte singt, besonders schön, wenn's stürmt. Und was für ein ätzender Sturm das sein müsste, der das Vögelchen zum Schweigen bringen könnte, dessen Lied so viele warmgehalten hat. Ich habe es in kältesten Gegenden und auf fremder See gehört, sagt Dickinsons lyrisches Ich, doch nie hat es, selbst in größter Notlage, einen Krümel von mir verlangt.

## **Ich verfüge über keinerlei Fachkompetenz, was die Herausforderungen der Zukunft angeht. Weder kann ich aus Klimamodellen Hoffnung ableiten, noch könnte ich ein Dach neu decken**

im Sinne einer »Fiktion des Als-ob« zu handeln: so, als ob die anderen Staaten im Sinne des Klimaschutzes und der Weltrettung schon mit im Boot wären. Als Vorbild, und um überhaupt etwas zu tun.

Wie aber soll man den Kindern Hoffnung machen mit Appellen an Regierungen? Sie haben an Regierungen appelliert und wurden dafür von Regierungen und ihren Organen als Schulschwänzer und Gewalttäter behandelt. Wo ist da Hoffnung?

Die Kinder verstehen zwar ganz gut Englisch, aber ich gäbe ihnen kaum Hoffnung, wenn ich ihnen Dickinsons *Hope is the thing with feathers* vortrüge, erst recht nicht in meinem Deutsch. Womöglich steckt aber in diesen dreimal vier Versen, was ich selbst brauche, um mir die Frage zu beantworten: Wie kann ich den Kindern Hoffnung geben?

Dickinson hat zu Lebzeiten – sie starb 1886 – nur zehn ihrer fast 1800 Gedichte veröffentlicht. Sie dichtete auf Papierfetzen, auf benutzten Briefumschlägen. Ein Akt

der Hoffnung, denn ihre Gedichte sprechen mit der ganzen Welt, sie wenden sich an jede und jeden von uns, obwohl Dickinson vor mehr als 150 Jahren nicht wissen konnte, ob ihre Gedichte jemals ihr Schlafzimmer in der Kleinstadt Amherst in Massachusetts verlassen würden. Die Gedichte sind geschrieben, als hätte sie die Hoffnung, Menschen zu erreichen, obwohl sie keinen Anlass zu dieser Annahme hatte. Nur Schnipsel in Bündeln in Schubladen. Und davon handelt »das Ding mit Federn«: dass die Hoffnung da ist, ohne eine Gegenleistung zu erwarten.



**Blick zurück  
im Zorn:  
Und wer hat  
uns das  
alles einge-  
brockt?**

Wenn ich mich frage, ob ich meinen Kindern heute noch Hoffnung machen kann, dann führe ich mich auf, als müsste meine Hoffnung im Gegenteil aber ganz schön gefüttert werden. Mit Zahlen, Daten und Fakten. Mit Erkenntnissen darüber, wie wir in der Vergangenheit und Gegenwart großen Krisen auf eine Art begegnet sind, die Anlass zur Hoffnung bieten (darf ich kurz lachen). Mit Zeichen dafür, dass wir auf dem Weg sind umzulernen. Nichts davon gibt es, und dennoch habe ich ja selbst immer noch Hoffnung, im Dickinson'schen Sinne: Das Ding

mit Federn singt, ohne von mir ein einziges Krümelchen zu erhalten. Gern würde ich ihm einen ganzen Bund Meisenknödel oder einen Strauß Sittichkolben kredenzen, aber ich bin blank, ich habe nichts. Und doch Hoffnung?

Es ist so hart, dass Dickinson bereits damals vom »Sturm« sprach, also als Bild benutzte, das uns nun Jahr für Jahr verheerender die Erde zerweht. Ich sehe es als ein unsichtbares Zeichen, ein Echo durch den Korridor der Jahrhunderte: die Erlaubnis, auch angesichts der letzten, elementarsten Bedrohung das Vögelchen weiter singen zu lassen. Und ich denke an das große, weltpolitische »Als-ob« im Essay von Thomas Assheuer. Denn: Warum sollen nur Regierungen so handeln, als ob andere es auch schon täten? Wir Endverbraucher müssen ja auch im Kleinen so handeln, als ob wir einen Unterschied ausmachen würden. »Hoffnung hat unabdingbar eine Gemeinschaftsdimension«, sagte der Freiburger Philosoph und Mediziner Giovanni Maio in einem Interview, »wie auch Gemeinschaft ohne Hoffnung nicht entstehen kann. Wenn wir nicht auf andere Menschen vertrauen, können wir auch nicht hoffen.«

Ich muss also den Impuls infrage stellen, den ich habe, wenn ich sehe, wie wenig eigenes Tun uns allen hilft. Ich weiß noch, wie erstaunt ich vor ein paar Jahren war, als die Nachricht kam, zum ersten Mal sei eine Fluggesellschaft unter den Top Ten der CO<sub>2</sub>-Verursacher in Europa: Ryanair. Waren das nicht mehr oder weniger alle Fluggesellschaften? War es nicht unabdingbar, wenig, womöglich gar nicht zu fliegen, um einen Unterschied zu bewirken? Aber nein, seitdem und im Allgemeinen sind die Top Ten der CO<sub>2</sub>-Verursacher einfach einzelne Kohlekraftwerke in Europa, die meisten in Deutschland. Wie soll da einen Unterschied bewirken, was ich tue oder lasse? Es schien und scheint mir hoffnungslos.

Aber ist es hoffnungslos, wenn ich handle, als ob es das nicht wäre? Wenn ich das zwitschernde Federvieh mit nichts füttere als einem »Als ob«, einem fiktiven Krümelchen?

Es muss reichen, denke ich. Für die Kinder. Wenn sie sehen, dass ich die Hoffnung noch habe, obwohl ich sie mit nichts Greifbarem, Essbarem füttern kann. Das kann ich ihnen zeigen, das sollen sie miterleben: wie der Alte mit leeren Händen das Ding mit Federn singen lässt. Das sollen sie von mir lernen, das sollen sie sich abschauen. Weniger darf ich nicht, und mehr kann ich nicht tun.

**TILL RAETHER**



erinnert sich natürlich noch gut an sein Amerikanistik-Studium, aber möglicherweise ist ihm das zitierte Gedicht von Emily Dickinson erst durch die aktuelle Fernsehserie *Dickinson* von Alena Smith auf Apple TV+ wieder eingefallen (Staffel 3, Folge 1).